

**aliteraverg**

Charles Sealsfield  
Werkausgabe in Einzelbänden  
Herausgegeben von Günter Schnitzler und Waldemar Fromm

Charles Sealsfield

---

Der Virey und die Aristokraten  
oder Mexiko im Jahre 1812

Herausgegeben von  
Günter Schnitzler und Waldemar Fromm

**aliteraverlag**

Zugl. Jahrbuch der Charles-Sealsfield-Gesellschaft e.V., München  
Bände 21/22, 2009/2010

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:  
[www.allitera.de](http://www.allitera.de)

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Mai 2010  
Allitera Verlag  
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München  
© 2010 Buch&media GmbH, München  
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink  
unter Verwendung von Édouard Manet:  
Die Erschießung Kaiser Maximilians von Mexiko (1868/69)  
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-119-1  
ISSN 1613-6942

# Inhalt

Erster Teil .....	7
Zweiter Teil .....	157
Dritter Teil .....	301
Noten des ersten Bandes .....	465
Noten des zweiten Bandes .....	467
Noten des dritten Bandes .....	469

## Anhang

Waldemar Fromm: Nachwort .....	473
Anmerkungen .....	485
Editorische Notiz .....	487



# Erster Teil



## Vorwort des Herausgebers zur ersten Auflage.



Die Grundzüge des vorliegenden Buches, das wir Bilder des öffentlichen und häuslichen Lebens in Mexiko in der angegebenen Periode nennen möchten, sind während eines Besuches des Herrn Verfassers in Mexiko niedergeschrieben worden.

Die meisten Skizzen wurden in dem Lande selbst entworfen, so wie die Charaktere größtenteils nach der Natur gezeichnet sind; mehrere lernte der Herr Verfasser persönlich kennen. Die geschichtlichen Partien sind teils aus mündlichen Überlieferungen bewährter Personen, teils aus dem offiziellen Blatte der damaligen Periode genommen. Fernere Quellen anzugeben, hält der Herr Verfasser für überflüssig, da er keine Aufgabe zu liefern im Sinne hatte, und daher Rechenschaft abzulegen weder für nötig, noch angemessen hält.

Unterdessen wird der, einiger Beurteilung fähige Leser sehr bald die tief geschichtliche philosophische Betonung des Buches herausfinden, durch dessen Andeutungen ihm vielleicht erst mehreres in den Geschichtswerken eines *Robinson, Mier, Zavala* über dieses Land klar werden dürfte.

Die Noten und Erklärungen sind durchgängig vom Herausgeber, so wie mehrere der Kapitelmottos; erstere sind teils aus schriftlich-brieflichen Erläuterungen des Herrn Verfassers, teils aus den besten Werken, die über dieses Land existieren, entnommen. Die spanischen Ausdrücke wurden auf den ausdrücklichen Wunsch des Herrn Verfassers beibehalten, teils »um dem Buche sein mexikanisches Kolorit nicht zu schwächen,« teils *weil das noch auf einer sehr untergeordneten Stufe der Zivilisation stehende Volk von Mexiko mit seinen Ausdrücken Begriffe verbindet, die der viel höher stehenden deutschen Nation wohl durch Umschreibung, aber nicht leicht oder nur selten durch die Übersetzung, versinnlicht werden können.*«

Obwohl übrigens dieses Buch für alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft geschrieben ist, so glauben wir doch, um niemandes Erwartungen zu täuschen, beifügen zu müssen, daß nur der höher Gebildete, oder der mit dem weltgeschichtlichen Gange dieses merkwürdigen Reiches be-

kannt werden Wollende, wahren und hohen Genuß schöpfen wird; aber die Großartigkeit des Gegenstandes, die außerordentlich kräftige, durchaus mit dem Gegenstande vertraute Behandlungsweise, der unberechenbare Einfluß, den dieses Land früher oder später, gewiß aber in nicht sehr entfernter Zeit, auf die Schicksale der übrigen Welt üben wird und muß, lassen den Herausgeber hoffen, nicht umsonst den Blick des Publikums auf eine literarische Erscheinung gerichtet zu haben, deren reeller Wert dessen Urteile *vorläufig* anheimgestellt wird.

Den 6. August 1834.

## Einleitung.



Der erste Schimmer Mexikos, der uns bei der Annäherung an sein merkwürdiges Gestade ins Auge glänzt, erregt in uns eine seltsame Mischung von widersprechenden Empfindungen.« – –

— — —

»Der leichte Baltimoreschoner windet und kämpft sich mühsam durch die zornigen Wogen, die eine halbe Stunde zuvor von einem rasenden Squall aufgerüttelt worden. Die Höhe, auf der er sich befindet, ist 20° Br. und 95° L., noch wenigstens 60 Meilen vom Lande. Nichts ist zu sehen als der Wasserspiegel und das blau und grau schattierte Himmelsgezelt, auf dem sich einzelne Gewitterwolken, von lichten Punkten umgeben, hingelagert haben. Einer dieser lichter Punkte steht unverrückt Süd-Südwest vor unserm Blicke, während die andern in der schaukelnden, schwer arbeitenden Bewegung des Schiffes ewig wechseln. Er wird bald lichter, bald dunkler, er glänzt nun wie ein Pharos in stockfinsterer Nacht, wieder tritt er in den Hintergrund gleich der verschüchtert erbleichenden Jungfrau. Unsere und unserer Umgebung Blicke sind starr auf diesen Punkt gerichtet, dessen Farbenspiel jeden Augenblick wechselt, um den die Wolken mit jeder Sekunde phantastischer, magischer tanzen. Nun umfassen sie seinen Nacken, wie der Schleier sich um das Gesicht der züchtigen Jungfrau legt; wieder verschwinden sie, und das riesige Bild tritt bald glänzend hehr in den Vordergrund – bald verschämt zart in den Hintergrund, hängt nun als Riesenstern in dem Himmel über einem undurchdringlichen Wolken-schleier, der den ganzen Rand des Horizonts einnimmt, bald steigt er über diesen als Feuersäule herauf aus dem magischen, dunkeln, Tausende von Meilen langen Sockel. Noch ist das Gewölk über den Himmel zerstreut, und der Sockel liegt am blauen Wolkenrande unbeweglich, und so weit das Auge reicht, eine tote Masse, zwischen Himmel und Wasser. Sie zieht sich in Schlangenlinien von Norden nach Süden, in dunkelblau, grau und grün, mit einem roten Saume über ihren Scheitel. – Es ist die Stunde der Morgendämmerung, und Ihr seid der Einladung des Capitains gefolgt, der schweigend mit den übrigen Gefährten auf dem schräg abschüssigen, engen Verdecke steht. Selbst der Matrose vergißt einen Augenblick Schlaf und Hängematte und starrt auf den erwähnten Punkt in sprachloser Erwartung.

Auf einmal verschwindet der dunkle graublaue Schleier, der um den Gürtel und Nacken dieses magischen Riesenpunktes wogt, die Schlangelinien des Wolkenrandes des ungeheuren Sockels werden glänzend rot, und indem das Auge mit Verwunderung dem prachtvollen Farbenwechsel zusieht, strahlt der Punkt über dem Wolkenschleier auf einmal in überirdischer Glorie in die Himmel hinein, er wird zur riesigen, ungeheuer flammenden Pyramide, die im leuchtenden Feuer vor unsern Blicken auflodert, eine Masse gediegenen Silbers, des reinsten Goldes, mit Milliarden von Brillanten, Rubinen und Smaragden besetzt. – Es ist der Orizava, der, von der aus dem Ozeane aufsteigenden Sonne beleuchtet, aus seinem Wolkenschleier hervortritt, den ein *buen norte* von seinem Nacken gelüftet, und der nun Eure Seelen in Bewunderung und Anbetung versetzt; denn die Poesie des Himmels und der Erde hat sich vereinigt, um Euch den herrlichsten, den größten aller Genüsse zu geben, wie ihn Euer Auge nie geschaut hat, nie schauen wird. – Ihr wendet Euch für einen Augenblick, um Eurem Gemüt Erholung zu geben, von diesem herrlichsten und größten aller Genüsse, und wie Ihr wieder Euern Blick dem Naturwunder zuwerfet, so ist es verschwunden, ein grauer Nebel aus den Gewässern aufgestiegen und unter seinen wässerigen Fittichen fliegt Ihr der Küste zu. Der Nebel erhebt sich, und der Stern in Wolken gehüllt, tritt Euch abermals entgegen, aber nur sein Haupt ragt über diese hervor – zu seinen Füßen seht Ihr den langen Gebirgssaum der Kordilleren, und vor Euch die öde, baum- und strauchlose Sandwüste, an deren Rand Veracruz Euch entgegenschimmert, ein glänzend weißer Punkt, der, so wie Ihr näher kommt, Euch unwillkürlich an die übertünchten Gräber der Schrift mahnt.« –

»Mit diesen Vorgefühlen betretet Ihr die Gestade Mexikos.«

»Der erste Schritt auf mexikanischem Boden überzeugt Euch, daß dieses Land eine schwere, eine tödliche Crisis überstanden, daß es sich aus dieser Crisis noch nicht erholt hat, und noch lange nicht erholen wird. Es sind die Nachwehen einer Krankheit, die, wie die seines schrecklichen *vomito prieto*, noch jahrelang den Körper in Siechtum schmachten lassen, ihn vielleicht nie verlassen. Man glaubt in einer soeben durch eine Feuersbrunst zerstörten Stadt zu sein, deren unglückliche Einwohner noch so sehr von Schreck und Entsetzen betäubt sind, daß sie an das Aufräumen gar nicht denken; oder auf einem Dreimaster, der in einer Reihe von Stürmen Ruder, Segel, Maste, den besten Teil seiner Schiffsoffiziere und alle seine Lebensmittel verloren, und auf dem alle Bande des Gehorsams gelöst sind, wo brutale Gewalt allein Gesetz ist. Alles zeugt hier von der peinlichen Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, von einer Zerstörung,

einem Bürgerkriege, der, mit giftigem, tödlichem Hasse geführt, nichts verschont hat, weder Menschen noch ihre Werke.« –

»Diese Eindrücke und ein gewisses Grauen begleiten uns noch mehrere Stunden, nachdem wir das glänzend trostlose Veracruz bereits verlassen und uns durch die Sandhügel hindurch gemüht, die zwischen dieser Stadt und den ärmlichen sechs Hütten, Santa Fé genannt, unsere Geduld so sehr in Anspruch nehmen. – Hinter diesen jedoch zeigen sich Lichtpunkte. Oasen in dem Sand- und Sumpfmeere, vom herrlichsten Grün, dem glänzendsten Rot, dem lieblichsten Blau – Anklänge von dem Lande, wo, mit den Worten eines großen Dichters zu reden:

– – – die Zitronen blühen,  
im dunkeln Laub die Goldorangen glühen –

kommen uns entgegen. Wildnisse von Palmen-, Orangen-, Zitronen- und Bananenbäumen, mit Myriaden von Blumen behangen und Schlingpflanzen umwoben, unterbrechen die Sandebenen da, wo ein Bach oder eine Quelle Nahrung gibt. Wilde Kürbisse und zahllose Convolvulus-Blüten bilden das Dach der wunderbaren Aue. Es tritt gleichsam der Kampf zwischen dem Prinzip des Guten und des Bösen, zwischen Leben und Verwesung, uns anschaulich vor Augen. Es kommt uns vor, so wie wir von Bajada einen Blick rückwärts werfen, als sähen wir dieses merkwürdige Land hervortreten aus den Meereswogen, müde, matt und erschöpft von der ungeheuern Anstrengung, die ihn dieses gekostet, hinsinken auf den Sand, unfähig, sich weiter zu schleppen, erst nach einer mehrstündigen Ruhe einen neuen Ansatz nehmen, weiter schleichen, wieder liegen bleiben, wieder erstehen, aber allmählich seine vorige Kraft gewinnen, die zur Wildheit ausartet, so wie es weiter schreitet.«

»Jenseits der prachtvollen *Puente del Rey*<sup>1</sup>, der schönsten Mexikos, beginnt das Land einen wunderbar grandiosen Charakter anzunehmen. Der Dichter, indem er sang:

›Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg,  
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,  
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut  
Es stürzt der Fels, und über ihn die Flut« –

scheint die Felsenstraße zwischen *Puente del Rey* und *Perote* vor Augen gehabt zu haben, auf der zu jeder Stunde des Tages das Maultier in langen

<sup>1</sup> Königsbrücke.

Reihen hinan klimmt, seinen Weg suchend im Nebel, so wie es auf die eisige Höhe von Perote hinan steigt.«

»Mexiko ist nicht ein schönes Land in dem Sinne, wie wir uns ein solches gewöhnlich denken, wenigstens nicht von dieser Seite gesehen oder betreten. Es sind nicht lieblich grünende Fluren, die das Auge erfrischen, nicht wogende Felder, nicht sanft dahin rieselnde Quellen oder majestätische Ströme, die wir schauen; das Auge erblickt nur ungeheuerer, schauerliche Felsenmassen, gräuliche Klüfte, entsetzliche Abgründe, die aus den furchtbarsten Höhen in die Tiefen des Erdballes hineingähnen, und aus denen der Donner der Katarakte heraufbrüllt wie Schlachtendonner. Die Natur trägt hier den Charakter des wildesten Stolzes, der bizarrsten, furchtbarsten Kraft, und wieder einer unbeschreiblich trägen Indolenz. Es ist dieses Land die Poesie der westlichen Hemisphäre, das poetischste Land der Erde. Selten einer jener sanfteren Übergänge, in denen sich die prosaischere Natur in andern Ländern so sehr gefällt, nur Spuren gewaltsamer Revolutionen und schnell aufeinander folgender Katastrophen, häufig nicht mehr als einen Steinwurf voneinander entfernt, bei jedem Schritte Spuren der gewaltsamsten Umwälzungen, der unnatürlichsten Kämpfe.«

»Aber auch mit jedem Schritte, den wir in das Innere dieses merkwürdigen Landes tun, mit jedem Felsenblocke, den wir hinan klimmen, werden uns auch die Schicksale desselben, sein rätselhaftes Verhängnis, klarer, begreiflicher; der Zusammenhang der physischen und moralischen Gestaltung desselben erscheint uns deutlicher. Wir sehen, wie die Natur so riesenartig, so groß, so scharf, so bizarr, so energisch und hinwiederum so zurückstoßend, flach, träge und gemein, dem Menschen die Bahn gezeigt hat, ihm Vorbild geworden ist, ihn mit fortgerissen hat zu Erschütterungen, die die grellste Phantasie vergeblich in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu malen sich abmühen würde; denn so wie dieses Land von der riesigen Hand der Natur gleichsam in einer ihrer höhnnenden Launen in Trümmer hingeworfen, aus denen sich ein, obwohl noch immer chaotisch aussehendes Ganze gestaltet, so ist auch seine moralische Gestaltung oder vielmehr die seiner bürgerlichen Gesellschaft, gleichen Schritt gegangen. Keine jener harmonischen, vernunftgemäßen Entwicklungen, die unser Stolz und zugleich Bürgen unserer fortschreitenden Vervollkommnung sind. Nur Spuren von unerträglicher Unterdrückung, rohen Kämpfen und grausamen Eroberungen, denen ein noch grausamerer Despotismus folgte, der wieder durch eine ebenso grausame Revolution gestürzt zu werden bestimmt ist.«

»Und doch, wie der denkende Naturforscher in der physischen Revolution Zusammenhang erschaut, so findet auch der ruhige Beschauer in den moralischen Umwälzungen Ursache und Wirkung heraus, und vor seinem Blicke gestaltet sich allmählich das Chaos zum Ganzen und zum Einklang.«

»Noch aber ist alles Chaos, Zerstörung, Verworrenheit, moralischer Schutt und Trümmer.«

»Alles was bestanden, ist über den Haufen geworfen, vernichtet, zerbrochen oder kümmerlich zusammengefügt, um beim ersten Windstoße wieder über den Haufen geworfen zu werden, denn nicht bloß eine dreihundertjährige Regierung, auch die gesellschaftliche Form, die sie begründet, ist gebrochen; der Glaube, die Religion, alles ist gebrochen; alles nennt sich frei, und alles steht sich feindselig gegenüber. Millionen von Indianern, dem Buchstaben des Gesetzes nach frei, in der Tat aber die Sklaven jedermanns; ein Adel, der seine Titel verloren, aber seine Majorate beibehalten und auf diesen der unumschränkte Gebieter von Hunderttausenden seiner sogenannten Mitbürger ist; eine herrschende Kirche ohne Hirten; eine Religion, die die Dreieinigkeit lehrt, und ein Volk, das an keinen Gott oder an die Götzen der alten Azteken glaubt; der wütendste Fanatismus und der ekelhafteste Atheismus; eine nationale Repräsentation und Scharen militärischer Diktatoren und Tyrannen, von denen es sich der Geringste zur Schande rechnen würde, den gegebenen Gesetzen zu gehorchen. Mit einem Worte, die zügelloseste Freiheit, die phantastisch wild aufgeschossen, noch viele Phasen durchzugehen haben wird, ehe sie sich zur gesetzlichen Freiheit gestaltet.«

»Sie wird sich aber gestalten; denn die Elemente des Guten sind auch hier zahlreich und kräftig, obwohl der Sauerteig der verdorbenen debauchierten Zivilisation, die je ein Land vergiftet, tief eingedrungen und lange schmerzliche Krankheiten verursachen wird.«

»Bisher ist dieses Volk sich noch immer selbst ein Rätsel; es ist noch nicht zum Bewußtsein, zur Beurteilung seiner selbst gekommen, noch nicht erwacht aus dem langen Taumel, in welchen es die plötzliche Erlangung seiner Freiheit geworfen. Es ist die Geschichte dieser Freiheit mehr einem Traume ähnlich, als der Wirklichkeit. Es schlängeln sich Lichtstrahlen durch ihr Labyrinth; aber das Ganze erscheint ein Labyrinth. Mexiko weiß noch immer nicht, wie es zur Freiheit gekommen. Es wurde von ihr überrascht, ohne daß es diese erkämpft, verdient hätte. Ein einziger Tag hat sie ihm verschafft, für die es elf Jahre vergeblich sein Blut vergossen, vergeblich gekämpft hatte; denn es war unterlegen in seinem

Freiheitskämpfe, und als ihm endlich die Göttin erschien, überraschte sie solches, wie das Kind am Neujahrstage überrascht wird. Was es im elf-jährigen Kampf nicht zu erringen vermochte, brach auf einmal herein, so unvermutet, so plötzlich, daß alle Gemüter berauscht wurden und es noch immer sind. Es ist eine Art wilden, wüsten Freiheitsrausches, der noch immer herrscht, der die Gemüter noch immer nicht zur Besinnung kommen läßt, und der bei allen Volksklassen mehr oder weniger zu verspüren ist, ausgenommen den vormaligen Gebietern dieses Landes.«

»Es ist ein seltsames Gefühl, das uns bei dem Anblicke dieser Menschen beschleicht, dieser Fremdlinge, die wie abgeschiedene Geister der Vorwelt noch immer als Gespenster umher wandeln, gleichsam das Böse zu schauen, das sie gestiftet, sich zu weiden an der Eumeniden-Saat, die sie gesäet haben: Man sieht sie düster und wieder hohnlachend um ihre Lieblingsplätze und Städte herum wandeln; denn unerachtet des Verbannungsgesetzes sind ihrer zwischen zehn- und fünfzehntausend noch im Lande, gekettet an dieses durch ihre Verbindungen mit Eingebornen, oder durch die Schätze, die sie den Eingeweiden der Erde anvertraut und zu heben nicht Zeit noch Gelegenheit hatten.«

»Sie wandeln nun um diese Verstecke herum, wie unsere Indianer um die Gräber ihrer Väter. Sie sind lebende Klagelieder vergangener Herrlichkeit, von keinem bedauert, selbst nicht bemitleidet.«

»Das Land hat sie ausgestoßen, von sich geworfen, als Feinde und Eindringlinge, die sich von seinem Blute dreihundert Jahre hindurch genährt und doch Fremdlinge im Lande geblieben sind. Sie haften an diesem, wie der Schiffshauptmann der Letzte am Wracke haftet. Und, seltsam! derselbe Spanier, der düstern Blickes, verschlossener Miene, in seinen braunen Mantel gehüllt, um seine Lieblingsstadt Xalappa in den Gärten dieses irdischen Paradieses herum schleicht, von jedermann verabscheut, obgleich geduldet, er hofft auf die Rückkehr seiner Gewalt noch immer, hofft sich wieder im Blute der Mexikaner zu sättigen, gesteht es, verhehlt es nicht. Er hat nichts gelernt in den acht Jahren, die seit dem 21. Februar 1821 verflossen sind, nichts verlernt. Nur ein dunkler Punkt schwebt ihm in der ganzen langen Periode vor Augen, die Verrätereit Iturbides. Hätte Apodoaka diesem Iturbide sein Zutrauen nicht geschenkt, meint er, würde er Mexiko noch immer sein nennen. Wie der Hund, der wütend und blind über den Stein, der ihn getroffen, herstürzt, und nicht den Schleuderer, der ihn geworfen, so zerfleischt er das Andenken dieses Mannes, nicht einsehend, daß er bloß das Werkzeug war in gewaltigeren Händen, bestimmt, die morsche Form zu zerbrechen, und daß dieses Werkzeug gebrochen wurde, sobald es seine Bestimmung erreicht hatte.«